

(...)

Nicolas Born stirbt seit Wochen. Wir besuchen ihn im Berliner Klinikum Westend. Krebs hat ihn überall besetzt. Nach einer Kopfoperation, die einer Lungenflügelamputation folgte, ist sein westfälischer Schädel (rasiert nun, abgemagert) ein wenig zur Ruhe gekommen: man spricht von drei Monaten Frist.

Er entschuldigt sich für seinen Zustand. Wir sitzen zu gesund neben dem Bett. Wie ich ihm von der Vergabe des Döblin-Preises an Gerold Späth berichten will, bittet er uns, sein Gedächtnis nicht nach Namen und Zusammenhängen zu befragen. Da seien jetzt Löcher. Auch Wörter wie weg. Er liegt unruhig auf dem Rücken und sucht die hohe Zimmerdecke nach verlorenen Nebensätzen ab. Irmgard Born stellt den Kopfteil des Bettes steiler. In seitlicher Lage ist ihm der Dauerschmerz erträglicher.

„Sagt mal, wo überall seid ihr...“ Wir bemühen uns, normal zu sprechen und nicht, als wollten wir Abschied nehmen. Wir erzählen, was sein Kopf nicht erinnern muß: von chinesischen Radfahrern, von zwei chinesischen Matrosen, die Ute in Shanghai auffielen: wie sie Hand in Hand spazierten, zärtlich, ein Paar. Das Bild macht ihn lächeln. (Oder will er uns nur erfreuen, indem er, was ihn erheitern soll, uns bestätigend aufnimmt?) Dann wird er müde, ohne schlafen zu können: die vielen, zu vielen Medikamente.

(Jetzt lese ich sein Buch *Die Fälschung*, das er mit letzter Kraft zu Ende gebracht hat. Es liest sich wie die Vorwegnahme seiner, unserer Krankheit: das normal Absurde. Die kaum noch erschreckenden Zufälle. Die Verwertung des Schreckens. Der vernünftelnde Wahnsinn. Die wachsende Entfernung bei zunehmender Annäherung. Das Irrlicht Liebe. Die Engführung unseres Zustandes.) Merkwürdig, daß er, kindlich wie alle Schriftsteller, nahezu trotzig auf die ihm angekündigte Buchbesprechung im *Spiegel* wartet. Er will wissen, wann Montag ist.

Kaum haben wir den Freund verlassen – es ist ein Verlassen – und das Klinikum Westend hinter uns, ist alles wieder da, was ihn nicht mehr angeht: das nächste Café – wir brauchen Stärkung, wir! –, der Verkehr, die Zukunft und ihre Ziele, die Einteilung der nächsten Stunden und Tage in Abschnitte, Schul- und Steuerprobleme, das Wetter, bedrohlich Kommendes, das notdürftig mit dem Namen Strauß benannt wird, entlegene Schrecken: Khomeini. Doch auch ein Taxi, das man rufen kann, die Zigaretten, das Wechselgeld.
(...)

Darüber würde ich gerne mit Born sprechen: über die Aufbereitung, die Darstellung, die Kunstfertigkeit beim Verwerten des Schreckens. Aber Nicolas Born spricht nicht mehr mit uns. Er stirbt unbeschreiblich. Er ist konzentriert nur auf sich. Wie gewohnt, wie wir ihn kennen, doch ohne Mitteilung von seinem absterbenden Ich zu machen. Er muß sich nicht mehr veräußern. Nie wieder wird er sich in Schüben entladen. Keine langzeiligen Gedichte mehr. Nie wieder um die richtigen Wörter verlegen, obgleich er weiß, daß seine verlegenen Wörter die richtigen sind. Wer könnte wie er so genau ungenau sein?

Wir und die anderen (Haufs, Meckel, Buch, Peter Schneider) fuhren vier Jahre lang alle paar Monate von Bahnhof Zoo nach Bahnhof Friedrichstraße. Mit den gefalteten Manuskripten hangelten wir uns durch die Kontrollen. Drüben endlich versammelt, nahmen wir ein Taxi zu Schädlichs raus: Rotkäppchen weg, oder zu Kunerts nach Berlin-Buch oder zu Sibylle Hentschke in das Einzimmerloch in der Lenbachstraße oder zu Sarah Kirsch ins Hochhaus mit dem Weitblick von Drüben nach Drüben.

Born war immer dabei. Er las aus seiner... *erdabgewandten Seite*..., Schädlich las seine ihn aussperrenden, ihn einkreisenden Geschichten, Buch die Zeugnisse seiner verlotterten Talente. Sarah Gedichte zum Weinen, Kunert Ankündigungen der nächsten Eiszeit, ich las Probiestücke aus dem Schwellkörper *Butt* und Brasch aus seiner gesammelten Wut. Wenn wir nicht lasen, redeten wir uns um Kopf und Kragen. Womöglich lauerten Wanzen unter Tapeten, im Putz eingebettet. Oder es saß ein Spitzel zwischen uns, aß mit uns Würstchen, Streuselkuchen, löffelte Kohlsuppe. Der STASI mag das alles mitgehört, von Bändern abgeschrieben und doch nichts über Literatur gelernt haben - wie die Kollegen von drüben, die man, zwecks Entschlüsselung der Texte, um Amtshilfe gebeten haben könnte. Was verstehen die schon in Ost und West

von Sarahs Zeilenbrüchen, Kunerts Friedhofsbesichtigungen oder von Borns Wortbedenken? Die wittern hinter jedem Semikolon Gefahr. Die fürchten sich vor der Stille zwischen den Strophen. Die sind sich sicher, daß sie gemeint sind, in Ost wie West, wenn in verästeltem Zusammenhang (beiläufig) von Fallobst die Rede ist.

Gegen Ende unserer Treffen – das muß Anfang 77 gewesen sein: Biermann war schon ausgebürgert, Schädlichs, Sarah, Brasch, Jurek Becker kamen bald danach – las Nicolas Born den noch ungesicherten Anfang seiner *Fälschung*. Wir wußten nicht, er mochte ahnen, worauf das hinauslief.

Danach hatte der Staat das Sagen, der eine der andere. (Dem einen fällt zur Literatur das immer passende Reimwort, dem anderen nichts ein.)

Jetzt leben wir verstreut und telefonieren notdürftig. Weitere Treffen, die wir versuchten, scheiterten an den veränderten Bedingungen. Es fällt schwer, hier im Westen so konzentriert zuzuhören. Die vielen Nebengeräusche.

Dabei würdet ihr gerne, ich weiß, eure Rohzustände, würde ich gerne meinen Rohzustand uns vorlesen: verletzlich und selbstsicher. Schädlich, was ihn so trübe gemacht hat. Sarah, wie ihre Liebe sich Knöchlein bei Knöchlein lebt. Jurek, was ihm nachhängt. Ich über Kopfgeburten und warum sie aussterben, die Deutschen.

Wir könnten über die Inhalt gewordene Form reden: wie die Vorblende die Rückblende aufhebt und alles Gegenwart wird.

Doch Nicolas Born wird nie wieder meine Bedenken durch seine aufheben. Unsere Fiktionen wollen sich nicht mehr vergleichen lassen. Ihn läßt kalt, was meinen Schweiß treibt. Ein Jahrzehnt jünger als ich, ist er nie einem Fähnleinführer gefolgt, stand er bei Fahنشwüren nicht in Reih und Glied, sind meine Spekulationen, die sich Schuld, Mitschuld, Täterschaft einhandeln, nicht seine Ängste; denn sobald ich mich, inmitten meiner Kopfgeburten, um zehn Jahre zurückdatiere und vom Jahrgang siebzehn bin, ist er nicht dabei, wenn ich im Frühjahr einundvierzig als Fallschirmjäger (neben Max Schmeling) auf Kreta lande und auch den Rest, alles (ohne ihn) mitmache, schreibend, auf Wörter versessen: nicht nur Gedichte zu Führers Geburtstagen und Hymnen auf dorische Säulen sind mir gegenwärtig, auch Partisanenerschießungen, die mich stumm machen, und die Liquidierung eines ukrainischen Dorfes, das ich geduckt im Schnee vor mir sehe, kurz bevor wir es ausräuchern: laut Befehl...

Der Dorffriedhof hinterm Elbdeich mit Blick nach Drüben. Nahbei Dannenberg, das liegt bei Gorleben. An einem sonnenkalten Dezembertag. Seine Landschaft: Bruchwiesen. Die alten Fachwerkhäuser stehen, von Städtern aufgeputzt, wie Spielzeug rum. Seine vereinzelt Frau. Die verzweifelt lustigen Kinder. Berliner, Hamburger Nummernschilder: die anreisenden Trauergäste.

Seitdem du tot bist, werde ich deutlich alt. Mein Mut, der gestern noch flott war, streicht einige Segel. Heute, an deinem Grab, höre ich (über den Pfarrer hinweg) Hähne aus des Friedhofs Nachbarschaft dir nachrufen.

Es fällt schwer, dich zu überleben, fortan sagen zu müssen: Wie er schon damals ganz richtig sagte...

Du hast, weil die Ziele sich Nebel hielten, mit Streuung gesprochen. Sobald wir die Nebel durchschauen, werden wir dich treffender machen.

Du lachst aus deiner ungenauen Sicherheit und sagst: Neueingedickte Nebel werden die durchschaubaren ablösen. Das ist doch klar.

Also fördert unser Verlangen nach Durchblick den sich verhüllenden Fortschritt.

Noch während die Hähne krähen und sich der Pfarrer abmüht, sagst du: Der Protest gegen die fortschrittlichen Mächte ist von den fortschrittlichen Mächten vorgesehen.

Und dein Protest?

War inbegriffen. Doch stand mein Tod nicht in ihrem Programm. Es hätten die Mächte mich gerne noch länger in Diensten gehabt. Mich überlebend: ich.

Also müssen wir mächtig werden, damit wir uns als verneinende Nebel langzeilige Gedichte und kurzlebige Dichter halten können. Ganz einfach wäre das und schwer zu durchschauen.

Da lachen die Hähne, sagst du, während wir, um dein Grab gestellt, unsere Gesichter machen.

Bevor meine Kopf gehurt heimkehrt und sich als Harm und Dörte Peters lauthals in den Wahlkampf mischt, muß ich Nicolas Born nachrufen, der am 7. Dezember 1979, keine zwei Monate nach unserer Rückkehr aus Asien (so heißt es) an Krebs starb.

Während wir noch in Fraktionen um Weg und Ziel stritten und das jeweils Machbare als das Machbare erklärten, begann er die *Erdabgewandte Seite der Geschichte* zu erzählen, erschrak er über die wortwörtliche Verwertung des Schreckens, sah sein *Auge des Entdeckers* die Wirklichkeiten abseits der Tatsachen, ahnte er die faktengesättigte Fälschung, um sie endlich (schon absterbend) aufzudecken. Das war gestern, vorgestern. Ich muß mich an ihn nicht erinnern. Ich sehe Nicolas Born gegenwärtig, wie wir uns Anfang der sechziger Jahre in Berlin gegenüber sitzen. Ich: die Schlußfassung der *Hundejahre* im Rücken; er: ein seiner Anfänge unsicherer junger Mann, der aus dem Ruhrgebiet kommt, westfälisch massiv wirkt und willentlich verlangsammt, als müsse er ihm mögliche Beschleunigungen (die ihn später umtreiben werden) unter Kontrolle, noch unter Kontrolle halten. Der Erfolgreiche und der Anfänger heißen die Rollen. Wir sprechen – ich: vorbeugend sozusagen, er: Verwarnungen gewohnt – über das Risiko, Schriftsteller zu sein.

Lange geht von ihm, sein Bild allzu faßlich prägend, Ruhe aus. Der ruhige Born. Der gesetzte Born. Der Bauer. Der Stille. Gelegentliche Ausbrüche und Provokationen führen die Entschuldigung für den Ausbruch mit sich, die Zurücknahme der Provokation. So bleibt sein Bild ungenau und wird nicht genauer, seitdem er sich gehen läßt, die ihm verordnete Statik aufbricht, der unruhige, geschäftige, getriebene, der immer betroffene, der zunehmend gefährdete Born ist: ein von Flugangst besessener Flugkörper. Jedem Absturz vorweg.

Also nicht faßbar. In keines der angebotenen Bilder zu bringen. Warum sollte er auch! Jemand, der 1972 sagt: „Die Realität bleibt im Gespräch. Sie täuscht über alles andere hinweg“, ist als handfeste Erscheinung nicht abzulesen; und selbst in seinen Gedichten, die alle Ich-Gedichte sind, bleibt er uns, ist er sich fremd:

Wenn ich jetzt ganz leer bin
dann ist das die Rache der Wirklichkeit

– zwei Zeilen, denen, wie entschuldigend, eine fünfzeilige Fußnote anhängt:

*(ich habe mich wieder weit
hinaustreiben lassen in die Vorstellung
einer weltweiten Machtlosigkeit
in der des einen Vorteil
nicht des anderen Nachteil ist)*

Seine Utopie? Die Kopfgeburt eines Fremdgängers, der Tatsachen mit Wünschen betrügt? Genauer will er nicht werden. Ein gleichbleibend sich immer wieder unähnlicher Freund, der allenfalls beiseite gesprochen von sich, aus seinen erdabgewandten Wirklichkeiten Bericht gibt. Nur äußerlich, aus Tast- und Sichtnähe begriffen, ist er von praktischer Natur: alltäglich zuverlässig.

Die Berliner Jahre: ich sehe ihn auf dem Friedenauer Wochenmarkt mit zwei Kindern und der Einkaufstasche behängt. Wir einigen uns auf ein schnelles Bier im Ratskeller. Wie Handwerker reden wir miteinander.

Ich sehe ihn im Bundeseck, wo die Flipper die Welt bewegen.

Ausgeschlossen steht er zwischen den Darstellern der Revolution. Er will etwas sagen: Moment mal! Aber sie hören nur sich.

Ich sehe ihn mit uns die Grenzkontrollen passieren und Bahnhof Friedrichstraße ein Taxi nach Köpenick nehmen. Wir haben was bei uns. (Seine engzeilig beschriebenen Papiere.) Wir wollen uns vorlesen. Die auf uns warten, sind wie wir: nicht sicher, abseitig, auf Wörter und deren Schatten bedacht, unbeirrbar verstiegen.

Doch ob im Bundeseck, auf dem Wochenmarkt oder um Mitternacht in der Ausreisehalle: unsere Gespräche reihen sich als abgebrochene Gespräche zwischen Freunden, die befreundet bleiben, weil keiner des anderen Fremdsein durch Annäherung verletzt. Diese Keuschheit ist seine Vorbedingung. Seine Zärtlichkeit spart aus. Seine Liebe besteht auf Entzug. Mitten im Satz bricht er ab und geht. Das ist nicht befriedigend. Verdammst! Er ist noch nicht ausgebeutet genug. Man möchte seine Rückkehr einklagen und dem Tod, diesem Macher, die Fälschung nachweisen. Er soll wieder da sein, mehr geben, alles; denn noch sein letztes Angebot, der Schmerz, teilt sich aus Distanz, sich entschuldigend mit.

Bevor wir rausgingen und die Hähne über Grab und Sarg hinweg krächten, sagte ich in der Dorfkirche:

Nicolas Born ist tot. Trost weiß ich nicht. Wir könnten versuchen, ihn weiter zu leben.

Aber wie, wenn ihn die Fakten so laut überholen? Schlagzeilen knüppeldick. Der Brokdorf-Prozeß verloren. Die Ölpreise steigen. Selbst die Kirche faßt Energiebeschlüsse: Unser täglich Benzin gib uns heute... Tagtäglich Khomeini und seine Geiseln. Carter läßt drohen. Abrüstung soll durch Aufrüstung erzwungen werden. Frieden ist gleichgewichtiger Schrecken. Dafür fällt, weil das Sterben dort nicht mehr neu ist, Kambodscha aus den Nachrichten raus wie vorher der Massenmord an den Vietnam-Chinesen. Noch während es anhält: veraltet. Wie vor zehn Jahren, als das Fernsehangebot täglicher Todesraten aus Biafra von Hoffnungen überboten wurden, die in die siebziger Jahre zielten, denen nun nachgerufen werden soll, pünktlich auf Silvester: Sie waren einerseits andererseits...

Diesen Termin hast du abgesagt. Aber ich lasse dich nicht. Mit dem Hahnenschrei unterm Friedhofshimmel, ich will dich mitnehmen, Nicolas, in Orwells Jahrzehnt.

Du kennst das: den Stein wälzen. Als wir dir nachriefen, hat dich Ledig-Rowohlt, dein alter Verleger, mit Camus verglichen. („Ich verlasse Sisyphos am Fuße des Berges! Seine Last findet man immer wieder.“)

Du hast uns dein Gedicht „Entsorgt“ hinterlassen, das ich, bevor sich der Pfarrer bemühte und die Hähne krächten, für uns laut gelesen habe:

... Lebensstatisten, Abgänger. Am Tropf der Systeme...

Das ist immer wieder richtig. Das läßt sich ewiglich aus den Sonetten des Bunzlauers zitieren:

So werden wir verjagt gleich wie ein Rauch von Winden.

Denn Gryphius und Born sehen mit überdauernden Wörtern ihre Endzeit kommen.

Des Gryphius Endzeit kam nicht. Lustig wurde mörderisch weitergelebt. Auch Borns Endzeit – du weißt es, Nicolas – wird nicht kommen. Mörderisch werden wir überleben und lustig sein. Wir werden uns anpassen, uns wehren, uns einrichten und absichern. Wir werden aussteigen wollen und uns fortpflanzen (...)

Born, Nicolas, wie lange bist du schon tot!

Günter Grass aus Günter Grass: *Kopfgeburt*, Luchterhand Verlag, 1980